Abonnementspreis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.—

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Insertionspreis
Die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Inserate:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Inserate sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 446. Mittwoch den 31. August 1892. 86. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 31. August.

Keineswegs auf der Höhe der Zeit steht die Fühlung und das Verhältniß, welches die Regierung gegenwärtig zur Presse unterhält. In einem früher nicht gekannten Maße werden über die wichtigsten Angelegenheiten Nachrichten verbreitet, deren Zuverlässigkeit nicht verbürgt ist und oft genug den begründetsten Zweifeln unterliegt. Weitgehende Erörterungen und Schlußfolgerungen werden dann auf einem Fundament aufgebaut, dessen wichtigste Bestandtheile sich hinterher vielleicht als falsch erweisen. Inzwischen ist aber eine Unmasse von Beunruhigung und Erregung im Volk erzeugt worden, die vielleicht weit über das gerechtfertigte Maß hinausgeht. Kaum eines der Blätter, die gegenwärtig Nachrichten über wichtige beabsichtigte Regierungsmaßnahmen zu bringen pflegen, kann in dieser Hinsicht volle Glaubwürdigkeit beanspruchen, da der Ursprung der Nachrichten zu wenig erkenntlich und verbürgt ist. Das officiöse Preßwesen hatte früher andere Auswüchse, aber über die Absichten der Regierung und positive Thatsachen wurde die Welt reichlicher und frühzeitiger aufgeklärt. Ein Vorgang z. B. wie die Ansprache des Kaisers über die Militairvorlage dürfte nicht einer völlig ungenügenden, unsicheren, unvollständigen und widerspruchsvollen privaten Berichterstattung überlassen bleiben, sondern müßte in vollkommen authentischer Form vor die Oeffentlichkeit gebracht werden. Ebenso wäre es wohl an der Zeit, etwas durchaus Zuverlässiges wenigstens über die Grundlagen verlautbaren zu lassen, auf denen die neue Militairvorlage beruht. Erscheinen solche Veröffentlichungen der Regierung verfrüht oder unzweckmäßig, so müßte sie dann auch Sorge tragen, daß das Geheimniß aufs Strengste bewahrt wird. Mit unverbürgten, halbwahren und der verschiedensten Deutung fähigen Angaben wird mehr geschadet und weniger genutzt als mit einem soliden Material für die nun doch einmal nicht zu unterdrückenden Preßerörterungen. Viel unnützes und aufregendes Gerede könnte erspart werden. Aber vergebens sucht man nach einer Kundgebung der Regierung, welche bezweckte, der Verwilderung und Ausartung der Preßerörterungen durch zuverlässige Aufklärung und Belehrung entgegenzuwirken. Der „Reichsanzeiger" ist seit Wochen öde und inhaltlos wie noch nie. Veröffentlichungen wie diejenige über die Steuerreformpläne haben doch eine solide Unterlage für die öffentliche Discussion geboten. Warum befolgt man den damals eingeschlagenen Weg nicht öfter? Die berechtigte Abneigung gegen das officiöse Preßtreiben kann doch nicht so weit führen, daß die Regierung gänzlich darauf verzichtet, mit der öffentlichen Meinung sich in Verbindung zu halten und der politischen Discussion rechtzeitig eine feste sachliche Unterlage zu geben. Sensationsucht, Effecthascherei und willkürliche leichtfertige Combination haben in einem großen Theil der deutschen Presse, wesentlich aus Mangel an guten und zuverlässigen Informationen, in bedauerlicher Weise zugenommen.

Zu den Merkwürdigkeiten des neuen Curses gehört es, daß über das Militairisch-Technische der geplanten Militairvorlage in Regierungskreisen viel mehr geschwankt wird, als bei irgend einem von dem Fürsten Bismarck eingebrachten Militairgesetz. Und doch haben wir jetzt einen General als obersten Reichsbeamten, während Fürst Bismarck, was er mehr als einmal zu hören bekam, sich durch nichts weiter als ein Reserve-Lieutenantsexamen über sein Recht, in solchen Dingen mitzusprechen, ausweisen konnte. Auf dem Gebiet, wo Graf Caprivi eine unbestritteue Autorität ist, hat er das Gegentheil von Erfolg, und ob dies Mißgeschick durch sein Glück auf diplomatischem und innerpolitischem Gebiete ausgeglichen wird, ist Gegenstand der Controverse. Die Militairvorlage von 1890 kam technisch glatt zu Stande, sie datirte aber ihrer Vorbereitung nach aus Bismarck'scher Zeit. Der neue Curs durfte sich glücklich schätzen, daß er nicht durch Reden noch in letzter Stunde das Gesetz zum Scheitern gebracht hatte. Es sah eine Weile sehr darnach aus, als nämlich Berty die ersten Accorde der militairischen Zukunftsmusik angeschlagen hatte. Caprivi beschwichtigte damals, um ein Jahr später ohne erkennbaren Zweck über künftige große Wandlungen im Heerwesen zu reden. Jetzt, da man die Reden in Thaten umsetzen will, herrscht Unklarheit über das Wie und entspinnt sich in letzter Stunde noch ein Streit über das Wann. Kein Wunder, daß auch die zurückhaltendsten Kritiker in der Vorgeschichte dieser Militairvorlage das wahre Gesicht des neuen Curses wiedergespiegelt sehen. Ueber das Schicksal des Gesetzes im Augenblick zu grübeln, wäre unnütze Zeitverschwendung. Ein Streit zwischen Caprivi, der das Gesetz in der nächsten Tagung einbringen will, und Miquel, der erst seine Steuerreform unter Dach haben möchte, besteht, das wird von seiner Seite in Abrede gestellt. Unseres Erachtens bietet die Thatsache dieser Meinungsverschiedenheit an sich keinen Anhaltspunct für die Beurtheilung der Dringlichkeit der Sache. Würde die sofortige Heeresverstärkung an entscheidender Stelle als eine Lebensfrage aufgefaßt, so wären die einen Aufschub fordernden Stimmen selbstverständlich von vornherein zum Schweigen gebracht worden. Es müssen auch militairische Erwägungen die Vertagung statthaft erscheinen lassen, sonst würde man den „Civilisten" gar nicht darüber reden lassen. Andererseits darf man bei Dr. Miquel denn doch nicht einen derart bornirten Ressort-Partieularismus voraussetzen, mit dem ein Minister behaftet sein müßte, der lediglich, um seine Vorlagen durchzubringen, sich einer allseits als unabweisbar erkannten Erhöhung der Vertheidigungsfähigkeit widersetzen wollte. Vor diesem Verdachte schützt den preußischen Finanzminister seine Vergangenheit.

Ueber die Ziele und Pläne, welche das neue serbische Ministerium verfolgt, hat der Ministerpräsident Dr. Avakumovitsch sich bei Gelegenheit einer Unterredung mit dem Vertreter der „Voss. Ztg." in Belgrad in bemerkenswerther Weise geäußert. „Wir sind liberale und auf das liberale Programm eingeschworen", so betonte Avakumovitsch und fuhr dann fort: „Aber dieses Programm, mein Herr, bedeutet Fortschritt, Arbeit, Unparteilichkeit und Achtung vor dem Gesetze. Nichts weiter, aber auch nichts weniger. Mit unseren neuen Männern wollen wir in keine alten Fußstapfen treten, wir werden Niemanden ob seiner Gesinnung verfolgen, aber wir werden von allen, ohne Unterschied der Partei verlangen, daß er an der Serbien so nothwendigen Errichtung der Ordnung mithelfe. Die radicale Partei hat das Land in einem Chaos zurückgelassen; es ist Dank gewissenloser Agitationen unterwühlt, mit gefährlichem Stoffe nach außen und innen durchsetzt, der beseitigt werden muß. Die Steuern waren in hohem Maße ungerecht vertheilt, die Rückstände, meistens auf Bauern entfallend, betrugen im letzten Jahre allein 5 Millionen Francs. Wir werden von den Bauern fordern, daß sie sich endlich einmal ihrer Pflicht gegenüber dem Staate bewußt werden und wir werden auf der Erfüllung der Pflichten mit allen Mitteln bestehen. Die Bevorzugung der Landbevölkerung und ihre Stellung außerhalb des Gesetzes, welche allein die radicale Partei groß machte, muß aufhören im Interesse des Ansehens und der Entwickelung des Staates. Wir werden aber auch gerechte Wünsche derselben getreu unserem Programm erfüllen und die Aufhebung aller Monopole durchsetzen. Es soll damit nicht gesagt werden, daß hierdurch die Gläubiger Serbiens verkürzt werden. Hierzu würde eine liberale Regierung nie ihre Hand bieten. Compensationen sind genügend vorhanden, auch dafür, daß unser Einnahmebudget nicht darunter leidet." — „Glauben Excellenz bei den nächsten Wahlen die Mehrheit zu bekommen?" — „Man kann in der Politik, und am wenigsten hier zu Lande, wohl nie etwas mit voller Bestimmtheit vorhersagen, aber ich hätte jedenfalls die Neubildung des Cabinets nicht übernommen, wäre ich nicht überzeugt hiervon, und würden mich hierin nicht jetzt auch die Tausenden aus allen Theilen des Landes mir zugehenden Kundgebungen bestärken. Die radicale Partei ist in sich zerfallen und ein grimmigerer Feind als wir sind ihre Spaltungen selbst. Bekäme sie aber dennoch die Majorität, dann würden wir keinen Augenblick verlieren und die Consequenzen ziehen, welche die Volksmehrheit von uns fordert, wenn diese Forderung auf friedliche Weise sich äußert." — „Wie verhält sich die neue Regierung zur Königinfrage?" „Bis jetzt ist dieselbe trotz in die Presse gelangter Mittheilungen weder im Schooße der Regierung noch zwischen der Regentschaft und der Regierung erörtert worden. Eine Veranlassung lag auch nicht vor, nachdem die Königin sich noch nicht an uns wandte und Anzeichen vorliegen, daß sie bis zur Großjährigkeit ihres Sohnes im Auslande verharren will. Sollte aber die Königin eine Anfrage an uns stellen, so werden wir ihre Angelegenheit in Berathung ziehen und den Standpunct, welchen wir als Opposition vertraten, nicht verlassen." — Leider mußte das Gespräch hier abgebrochen werden; auf der Schwelle erschien in vollem Ornate der serbische Metropolit Michael, um nach längerer Krankheit das erste Mal den neuen Regierungschef zu begrüßen und ihm seiner Sympathien zu versichern.

Ganz unerklärlich ist ein Correspondent des „Journal des Débats" über den vollständigen Mangel an äußeren Merkmalen von Sympathien für Frankreich, den derselbe bei Gelegenheit des internationalen Eisenbahn-Congresses in St. Petersburg entdeckt hat. Es ist in dem betreffenden Bericht gesagt: „Bei meiner Ankunft in St. Petersburg war ich einigermaßen neugierig, zu erfahren, ob die Begegnung von Kronstadt in der Phantasie der Russen den nämlichen Eindruck hinterließ, wie bei den Franzosen. Ich erwartete gerade nicht, daß Herr Carnot am Ufer der Newa so populär wäre, wie der Zar bei uns, aber ich hoffte, wenigstens einige greifbare Spuren dieses historischen Ereignisses zu treffen. Ich nahm gern an, daß die Erinnerung an diese große Scene, die unsere Künstler zu so vielen Bildern und Illustrationen angeregt hat, auch im Herzen unserer russischen Freunde lebendig geblieben ist — aber nichts davon ist nach außen durchgedrungen. Nicht das kleinste Bild stellt einen Kaiser in großer Uniform vor, der dem befrackten Herrn Carnot die Hand reicht, nicht die leiseste Anspielung auf den Zeichnungen der Zündholz- und Bonbonschachteln, keine französische Fahne, nicht das bescheidenste Spielzeug verkörpert die russisch-französische Allianz. Das Theater selbst ist außerhalb der Bewegung geblieben. Im Theater des Zoologischen Gartens spielt man jeden Abend ein recht hübsches Ballet, aber bei der Apotheose am Schluß glänzen die französischen Farben durch ihre Abwesenheit. In ganz St. Petersburg ist es unmöglich, eine Photographie des Herrn Carnot oder des Admirals Gervais aufzutreiben. Nur ein kleines Kind habe ich gesehen, das eine Mütze trug mit der Aufschrift „Marenge". In Frankreich sind wir demonstrativer und die Pariser Cafetiers haben eine viel fruchtbarere Einbildungskraft als ihre Collegen von St. Petersburg."

In der russischen Presse grollt es noch heftig wegen des freundlichen Empfanges, den Stambulow in Konstantinopel gefunden hat. So bringt auch der „Swjet" einen gehaltvollen Artikel, worin auf die noch nicht bezahlte Kriegsschuld hingewiesen und die Hoffnung ausgesprochen wird, der russische Botschafter in Konstantinopel werde die hohe Pforte darauf aufmerksam machen, daß die Verletzung des Berliner Vertrages für dieselbe höchst unangenehme Folgen haben könne, da auch Rußlands Langmuth keine unbegrenzte sei. Es wäre zu wünschen, daß die „Langmuth" des Petersburgers Cabinets in Bezug auf die russischen Umtriebe auf der Balkanhalbinsel bald ein Ende nehme.

Während die Pariser Blätter bei jeder Gelegenheit die Einrichtung der régiments mixtes rühmen, hebt der militairische Mitarbeiter des „Figaro" in einem vorliegenden Artikel: „Y aura-t-il des manoeuvres?" die jetzt bereits in Bezug auf diese neue Einrichtung, welche bekanntlich das Werk des Kriegsministers Freycinet ist, zu Tage getretenen Mängel hervor. Jules Richard, der mit Recht als Autorität auf diesem Gebiete gilt, weist namentlich darauf hin, daß die drei verschiedenen Kategorien von Officieren: actives Heer, Reserve und Territorialarmee, mit Nothwendigkeit jede Organisation stören müssen, bei der sie zugleich Verwendung finden sollen. „Es wäre merkwürdig", führt das Blatt im Hinblick auf gewisse Vorgänge aus, „wenn auf dem Schlachtfelde in einem entscheidenden Augenblicke zwei Officiere, sobald es sich um den Vormarsch handelt, an der Spitze der Colonne einander das Commando der Truppe streitig machten." Jules Richard erinnert in diesem Zusammenhange an den Streit, der am Morgen der Schlacht von Sedan zwischen den Generalen Ducrot und Wimpffen stattfand, sowie an die Rivalitäten zwischen den Generalen Vinoy, Ducrot und Blanchard, durch welche die Vertheidigung von Paris gelähmt wurde. Jules Richard faßt auch im Uebrigen sein Urtheil dahin zusammen: „Alles muß in unserer Armee umgeschaffen werden. Die alten Cadres zerbrechen unter dem Drucke der neuen Effective in Stücke. Die Budgetcommission will viel Mannschaften, soviel Mannschaften wie möglich; verlangt man aber von ihr Geld, um diese Mannschaften befehligen zu lassen, so verweigert sie es hartnäckig."

Zu denjenigen Ländern, in denen der französische Unternehmungsgeist in den letzten Jahren Fiasco erlitten hat, gehört China. Am 1. Juli d. J. ist der letzte Vertreter des französischen Syndicats abgereist, nachdem diese einst so groß auftretende Gesellschaft endgiltig ihre Geschäfte in Tientsin, hoffentlich für immer, abgeschlossen hat. An demselben Tage wurde alles Bewegliche unter dem Hammer losgeschlagen. Sic transit gloria mundi! Vor fünf Jahren erschien der erste Vertreter hier mit einem Stabe von etwa 80 Personen, Ingenieuren aller Classen, und auf den Visitenkarten stand nach dem Namen in fetten Buchstaben: „Syndicat français sous la direction du Comptoir d'Escompte de Paris." Das Comptoir d'Escompte, das damals noch einen glänzenden Namen hatte, ist unterdessen verkracht und leicht verlegen in dem Millionenkrach kennten sich die Hunderttausend von Taels, welche die Gesellschaft durch ihre unentschuldbare Mißwirthschaft verschleudert hatte. Sie unternahm die Hafenbauten in Port Arthur (chinesisch Li-schen-ko) zu einem Preise, der allen andern Mitbewerb unmöglich machte. Sie warf sozusagen mit der Wurst nach der Speckseite, indem sie durch Billigkeit in der ersten ihr übergebenen Arbeit eine Bevorzugung bei Ertheilung von andern bevorstehenden Arbeiten zu erringen glaubte. Sicherlich wäre es ihr auch gelungen, hätte nicht die Mißwirthschaft in Geldangelegenheiten und die elastische Moral der Leiter derart in die Augen gestochen, daß sogar die Chinesen das Vertrauen zu dieser Gesellschaft verloren. Die Arbeiten in Port Arthur sind gut, und daß sie so ausgefallen sind, ist der Gewissenhaftigkeit des die Arbeiten damals leitenden Ingenieurs zu danken; aber 400 000 Taels sind zugesetzt worden. Die Baggermaschinen für den Hoangho (Gelben Fluß) sind correct gebaut, nur hatten sie den Fehler, daß, als sie an die Mündung des Hoangho gebracht waren, sie über die Barre nicht hinweg konnten, weil sie zu tief gingen, und somit war der Vertrag null und nichtig geworden, und kein Cent wurde der Gesellschaft ausbezahlt, obgleich ein Theil des Geldes bereits in die Taschen der Helfershelfer beim Zustandekommen des Vertrages gewandert war, wie wir aus dem Vorkommniß mit dem früheren französischen Consul Rittelhueber wissen. Das Ergebniß der fünfjährigen Arbeit dieser Gesellschaft läßt sich kurz dahin zusammenfassen: materiell hat sie Nachtheile davongetragen und moralisch hat sie sich zu Grunde gerichtet. Große, sehr große Geldverluste, welche durch den zu gelegenster Zeit eingetretenen Krach des Comptoir d'Escompte vertuscht worden, sind somit zu verschmerzen. Was sich aber nicht ausmerzen läßt, wenigstens nicht für eine geraume Zeit, das ist der Verlust an Vertrauen in gewissenhafte Arbeit, und — leider muß es gesagt werden — die bewiesene Bestechlichkeit, welche nicht nur allein der französischen Nation ein Schandmal aufdrückt, sondern alle Nationen in den Augen der leitenden Chinesen herabsetzt. Hat doch Li-hung-tschang kürzlich zu einem europäischen Consul gesagt: „Thut nur nicht so groß, bei euch ist ebenso wie bei uns nicht Alles rein!"

Deutsches Reich.

⁂ **Berlin**, 30. August. Die „Nordd. Allg. Ztg." bringt einen recht bemerkenswerthen Artikel zur Eröffnung der Mainzer Katholikenversammlung. Unter dem Vorwande der Zurückweisung einer „politischen" Auslassung der „Germania"

Feuilleton.

Schloß Fénétrange.

Ein Roman aus den Vogesen.

26] Von O. Elster.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

„Sagen Sie mir, mein Herr", wandte sie sich mit angstvoller Frage an den Arzt, „ist die Wunde lebensgefährlich? O, ich bitte, sagen Sie mir die Wahrheit."

„Die Wunde ist sehr schwer, mein Fräulein, unter Umständen lebensgefährlich. Jedenfalls ist die sorgsamste Pflege nöthig. Unbedingte Ruhe!"

„Ich selbst werde ihn pflegen."

Der Arzt lächelte. Kurt aber entgegnete:

„Unmöglich, Fräulein Gisela! Das geht mich an! Ich bitte Sie, überlassen Sie uns die Sorge für den Verwundeten! Denken Sie an Ihren Vater."

Mit großen, flehenden Augen blickte Gisela Kurt an.

„Er hat, selbst schwer verwundet, meinem sterbenden Bruder den letzten Liebesdienst erwiesen, auf seiner Brust entschlief mein Bruder zur ewigen Ruhe — jetzt ist es Zeit, daß ich diese Liebesthat, welche er dem Feinde seines Vaterlandes erwies, vergelte. — Wo ist der Wagen? Wir müssen ihn nach Hause schaffen."

„Der Wagen hält dort unten."

„So holen Sie ihn!"

Lieutenant Walmaisen entfernte sich rasch, um den Wagen herbeizuholen. Gisela kniete neben dem Verletzten nieder und bettete sein Haupt auf ihren Schooß, während der Arzt den Verband anlegte. Gisela unterdrückte tapfer den rasenden Schmerz, der ihr Herz zu zerreißen drohte. Sie zwang gewaltsam die Thränen zurück, die sich in ihre Augen drängten. Ihre Hand zitterte nicht bei den Hilfeleistungen, welche der Arzt von ihr forderte.

„Sie sind eine treffliche Krankenpflegerin, mein Fräulein", meinte lächelnd der Arzt. „Unter solcher Pflege wird Herr de Fénétrange sicher gesund werden."

Gisela erröthete. „Ich flehe zu Gott", flüsterte sie, „daß er Ihre Worte wahr machen möge."

„Da kommt der Wagen."

Vorsichtig hob man den Verwundeten auf und trug ihn in den Wagen.

„Sie wollen mit einsteigen, Gisela?"

„Ja, Herr von Usedom, ich begleite Herrn de Fénétrange."

„Ich bitte Sie . . ."

„Mein Entschluß ist gefaßt."

Kurt trat zurück. Er hatte kein Recht, sich dem Willen des jungen Mädchens zu widersetzen. Mochte sie ihrem liebenden Herzen folgen — mochte sie glücklich werden.

Langsam setzte sich der Wagen in Bewegung. Schmerzhaft stöhnte der Verwundete auf. Gisela beugte sich über ihn, da öffnete er die Augen und schaute sie verwundert an. Dann schloß er aufseufzend die Augen wieder, und ein glückliches Lächeln umspielte seine bleichen Lippen.

Langsam wie ein Todtenzug ging die Fahrt durch den leise säuselnden, frühlingsduftigen Wald dem alten Schlosse Fénétrange zu. Die Vögel sangen süße Liebeslieder, die Drossel pfiff lustig und fröhlich, die Sonnenstrahlen blitzten auf dem frischen, grünen Laube, und hoch oben am blauen Himmel stieg die Lerche empor, ihr jubelndes Danklied dem Schöpfer, dem allgütigen Vater darbringend.

Gisela preßte die Hände vor das Antlitz, und heiße Thränen perlten zwischen ihren Fingern hindurch auf die blasse Stirn des Verwundeten, dessen Haupt auf ihrem Schooße ruhte.

„Fassen Sie sich, mein Fräulein," flüsterte der Arzt, „noch ist nicht alle Hoffnung verloren."

* * *

Mehrere Tage waren vergangen. Bourgeois, der Wirth zum „Lion d'or", war zur letzten Ruhe bestattet, die Gefangenen, der alte Zigeuner-Joseph und Jeckel Schmidt, waren in das Gefängniß nach Straßburg übergeführt worden; von Marianne hatte man keine Spur entdeckt, sie mußte mit der Zigeunergesellschaft, welche jenseits der Grenze lagerte, davongegangen sein. In Finstingen trat allgemach die frühere Ruhe und Ordnung wieder ein, wenn auch die Ereignisse der letzten Zeit noch immer eifrig besprochen wurden. Hauptsächlich aber bildete das traurige Geschick des Herrn de Fénétrange jetzt den Gesprächsstoff. Auf den Tod verwundet lag der junge Herr droben im Schloß, und was das Wunderbarste war, die Tochter des deutschen Fabrikanten wich kaum von der Seite seines Lagers. Sie theilte sich mit dem General und Madame Justine in die Pflege des Verwundeten. Wenn man den Maître Anatole fragte, wie es droben gehe, dann machte der alte Grenadier ein gar verschmitztes Gesicht, zuckte die Achseln und meinte: „Liebe ist die beste Medicin, und ich denke, wir bringen monsieur le capitaine noch einmal auf die Beine."

Im Schloß herrschte tiefe Ruhe. Henri de Fénétrange lag in tiefem Schlummer auf seinem Lager. Der Arzt hatte soeben das Zimmer verlassen, und Gisela saß allein am Bett des Kranken, mit leichter Hand eine zudringliche Fliege abwehrend, welche immer wieder die blasse Stirn Henris aufzusuchen strebte. In das Herz Giselas war neue Hoffnung eingezogen. Der Arzt war mit dem Zustand des Verletzten zufrieden; wenn nicht weitere Complicationen hinzuträten, so hatte er gemeint, sei der Kranke gerettet. Zugleich mit dieser innigen Freude war aber auch der feste Entschluß in Gisela's Herz eingezogen, den Geliebten nimmermehr zu verlassen. Sie wußte jetzt, daß er sie liebte, und in seinen Augen hatte sie gelesen, welche selige Hoffnung sein Herz belebte. Sollte sie die Hoffnung auf's Neue täuschen? Sollte sie ihn auf's Neue verlassen, nur der Meinung der Welt wegen, welche über ihr Benehmen die Nase rümpfen würde? Mochte die Welt sie verspotten, sie wollte glücklich sein und glücklich machen! Und ihr Vater? Ja, er war noch sehr zornig und wollte nicht dulden, daß sie den Verwundeten pflegte. Aber sie kannte ihren Vater. Sein Zorn hielt nicht lange vor, und schließlich würde er zufrieden sein, wenn er sein Kind glücklich sähe. Eben jetzt hörte sie des Vaters Stimme im Nebenzimmer. Er unterhielt sich mit dem General und mit dem Arzte in etwas lauter Weise. Leise erhob sich Gisela und schlich geräuschlos die Thür.

Herr Markwardt ging aufgeregt im Nebenzimmer auf und ab, während der General sich von dem Arzt Bericht über das Befinden seines Sohnes erstatten ließ.

„Das ist alles schön und gut", nahm der Fabrikant dann das Wort, vor dem General stehen bleibend, „aber sagen Sie mir nur, was aus dieser heillosen Geschichte werden soll?"

Der General lächelte.

„Lassen wir der Geschichte ruhig ihren Lauf, Herr Markwardt", entgegnete er. „Wir ändern doch nichts mehr daran, und ich denke, die Geschichte nimmt einen ganz guten Lauf."

„Aber der Name, der Ruf meiner Tochter?"

„Nun, ich glaube, man wird es einer Braut nicht übel nehmen, wenn sie ihren Bräutigam pflegt."

„Ja, aber mein bester Herr General, so weit sind wir doch noch nicht."

„Aber wir werden bald so weit sein."

„Meine Tochter kann unmöglich länger hier bleiben."

„Weshalb nicht?"

„Wenn Ihr Fräulein Tochter den Kranken jetzt verlassen wollte", nahm der Arzt das Wort, „dann könnten daraus

SLUB
Wir führen Wissen.